

Peter Sloterdijk Zeilen und Tage III

Notizen 2013 – 2016
Suhrkamp

SV

Peter Sloterdijk
Zeilen und Tage III

Notizen 2013-2016

Suhrkamp Verlag



Erste Auflage 2023

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43147-4

www.suhrkamp.de

Inhalt

Vorbemerkung	7
------------------------	---

Erstes Buch *Wege der Natalität*

Heft 121	
23. September 2013 – 24. November 2013	15
Heft 122	
24. November 2013 – 11. Februar 2014	82
Heft 123	
12. Februar 2014 – 29. April 2014	111
Heft 124	
30. April 2014 – 4. August 2014	151
Heft 125	
4. August 2014 – 31. Oktober 2014	195
Heft 126	
5. November 2014 – 24. Februar 2015	232
Heft 127	
24. Februar 2015 – 24. Mai 2015	273

Zweites Buch *Wachsender Reichtum an Verlusten*

Heft 128	
28. Mai 2015 – 3. Juli 2015	319

Heft 129	
3. Juli 2015 – 18. September 2015	330
Heft 130	
19. September 2015 – 16. Dezember 2015	356
Heft 131	
16. Dezember 2015 – 18. März 2016	389
Heft 132	
19. März 2016 – 17. Juni 2016	418
Heft 133	
23. Juni 2016 – 16. September 2016	456
Heft 134	
18. September 2016 – 18. Dezember 2016	524
Heft 135	
18. Dezember 2016ff.	583
Personenregister	585

Vorbemerkung

Die vorgelegte neue Serie »datierter Notizen« – dieser Ausdruck ist, wie ich meine, dem mißverständlichen Begriff »Tagebücher« weiterhin vorzuziehen – setzt nach dem 22. September 2013 ein, dem Tag der Wahlen zum Deutschen Bundestag, die den Auftakt zur »dritten Ära Merkel« (2013-17) geben sollten.

Das an lähmenden Folgen schwere Datum, auf das die ersten Eintragungen sich beziehen, markierte den Beginn jener von vielen als überlang empfundenen Phase der großen Koalition aus Unionsparteien und SPD, die bis in den Herbst des Jahres 2021 andauerte, als sie am Ende der »Ära Merkel IV« von der sogenannten Ampelkoalition abgelöst wurde. Vermutlich werden die Geschichtsbücher von ihr statuieren, sie sei eine Zeit sinkender politischer Libido und steigender staatsbürgerlicher Konfusion gewesen. Ich empfand sie, was die öffentlichen Zustände betrifft, als eine nicht enden wollende Lethargokratie: einen Zustand, in dem die Regierenden und die Regierten sich gegenseitig einschläfern.

Man verstünde diese Hinweise falsch, wollte man aus ihnen folgern, in der neuen Folge von Transkriptionen aus den Notizbüchern jener rund zwölfhundert Tage werde das Politische stärker betont oder heftiger vermißt als in den beiden früheren Bänden. Ein solcher Eindruck, sollte er entstehen, ergäbe sich ohne Absicht. Die fortgesetzten Aufzeichnungen bleiben der polythematischen, sprunghaften, weitwinkligen und mit dem Zufall sympathisierenden Grundhaltung treu, die schon bei den Notizen der Jahre 2008 bis 2011 und 2011 bis 2013 bestimmend war. Sie drückt eine chronische Reizbarkeit aus, die auf den Pollenflug der Themen unabhängig von der Jahreszeit reagiert, mehr synergisch als allergisch. Schon am Beginn des Unternehmens hatte ich meine Neigung, mich für Erlebtes sprachlich zu revanchieren, mit einer noblen Ausrede umkleidet, indem ich mir Paul Valérys Idee der

»intellektuellen Komödie«, die er sich von einer kommenden Literatur erwarde, zu eigen machte.

Im übrigen wollte es der Zufall, daß der Beginn der Notizen, die dieser dritten Serie zu Grunde liegen, mit dem Moment in eins fiel, an dem ich die Korrekturen an der französischen Übersetzung von *Zeilen und Tage. Notizen 2008-2011*, des ersten Versuchs dieser Art, zum Abschluß brachte. Ich tat dies in der bei Autoren nicht selten anzutreffenden leichtfertigen Hoffnung, das Buch, unter dem schmalen Titel *Les lignes et les jours*, werde seinen Weg zu vielen Lesern finden, obschon mein Pariser Verlag, Maren Sell Éditeurs, nur eine Nußschale im französischen Büchermeer war und ohne schlagkräftige Distribution und Publicity auskommen hatte. Mir schien die Annahme berechtigt, französische Leserschaften reagierten so gut wie immer mit einer Art von geschmeicheltem Entgegenkommen, sobald sie sich von einem Ausländer ernst genommen fühlen – warum nicht auch von einem frankophilen Deutschen mit einem Namen, den nur sehr reiselige Zeitgenossen spontan als niederländisches Toponym einordnen? De facto spielten »französische Zustände« in den Notizen jener Jahre eine mehr als beiläufige Rolle. Jedoch, man hatte sich mit einem bloßen Achtungserfolg zufriedenzugeben, in der Landessprache einem *succès d'estime*, den man bei Jahrmarktlotterien den Trostpreis nennen würde. Es wäre undankbar, wollte man nicht auch dies als Positivum bewerten, nicht zuletzt im Hinblick auf die Arbeit des Übersetzers, Olivier Mannoni, mit dem mich nun schon eine drei Jahrzehnte währende Arbeitsgemeinschaft verbindet.

Natürlich wollte der erwähnte Zufall von sich aus nichts. Er gab auf seine übliche absichtslose Weise einen Anstoß für Nachgedanken in selbstskeptischer Stimmung. Infolge der ausgedehnten Wiederbegegnung mit den älteren quasi-diaristischen Dokumenten vergangener Jahre wurde ich erneut auf die Frage aufmerksam, ob nicht bei dem Projekt einer »Fortsetzung« das Risiko zunehmender Verzerrungen in Betracht zu ziehen wäre. Daß eine Fortführung der Notizen sich nicht würden vermeiden lassen, war mir

bald nach der Publikation des ersten Teils klar geworden. Nicht wenige deutsche Leser hatten weitere Bände postuliert – ungeachtet der Versicherung des Autors am Ende der Einleitung zu *Zeilen und Tage*, wonach Anschlußpublikationen nicht zu befürchten seien. Die *Neuen Zeilen und Tage. Notizen 2011–2013*, die, gewissermaßen wortbrüchig, im Jahr 2018 erschienen, waren die Folge meines Nachgebens gegenüber den Plädoyers von Freunden, Lesern und Kritikern sowie den eigenen Neigungen.

Ich widmete diese *Neuen Zeilen* meinem holländischen Freund, dem am 13. März 2015 im Alter von 58 Jahren verstorbenen Philosophen René Gude, dessen Präsenz auf vielen Seiten jenes Buchs zu bemerken ist, wie auch bis zu den entsprechenden Notizen des hier vorliegenden Buchs im Heft 127. In mehr oder weniger diskreten Andeutungen sprechen manche Einträge vom Auf und Ab seiner Krankheit, die für uns über mehrere Jahre ein hartnäckiger Tischgenosse geworden war. René ging am Ende durchaus *more philosophico* dahin, in einer für mich kaum erklärlichen Heiterkeit, ja mit einem ziemlich gräßlichen schwarzen Humor, nachdem er sich von einem Amsterdamer Schreiner einen asymmetrischen Sarg für Einbeiner hatte anfertigen lassen, um in ihm das Liegen für die Ewigkeit zu proben. Während seines letzten Jahres war er auch als Comedian und Stand-up-Philosoph aktiv geworden, er trat in Amsterdamer Kabarettkneipen und im Fernsehen auf. Er hatte sogar zeitweilig das – in Deutschland und anderswo unvorstellbare – Amt eines »Denkers des Vaterlands« inne, zu dem das Privileg gehört, sich in allen möglichen Foren, nationale TV-Programme inbegriffen, zu Wort melden zu dürfen, um Gegenstände jeder Art, aktuelle wie zeitlose, zu kommentieren. Er übte seine Aufgabe aus, als habe er seine Landsleute davon überzeugen wollen, daß sein Talent, Eloquenz mit Deutlichkeit und Freundlichkeit zu verbinden, die zeitgemäße Version der *docta ignorantia* sei. So konnte es dahin kommen, daß die philosophische Urteilskraft eine Zeitlang auf einem Amsterdamer Hausboot zu Hause zu sein schien. Dort ging die Geistesgegenwart ganz umweglos in Gastfreundschaft über – und wie von selbst ergaben

sich Exkursionen in gemeinsames Denken. Offensichtlich wollte René sich nicht ohne eine Pantomime des philosophischen *savoir mourir* verabschieden, quasi einen niederländisch-spinozistischen Nachtrag zu den Surrealisten des 20. Jahrhunderts. Viel spricht dafür, daß es gelang.

Die damals bei mir aufkommende Besorgnis, wonach die Aussicht auf eine spätere Publikation, zu Lebzeiten oder posthum, einen Schatten auf den existentiellen und intellektuellen Alltag und seine schriftlichen Reflexe werfen müsse, erwies sich mit der Zeit als nicht allzu begründet. Zunächst drängt wohl der Anschein sich auf, man werde durch das Mitschreiben von Gesehenem, Gehörtem, Gedachtem Tag um Tag unter einen Zwang geraten, für die Nachwelt zu posieren. In Wirklichkeit dauert die Versuchung durch Repräsentativität kaum länger als ein Blick in die Kamera, wenn man für einen Gesprächsartikel mit Portraits das Photographiergesicht macht. In der Sekunde danach verfliegt das Glitzern, schnell hat die Gewöhnlichkeit dich wieder. Sollte von den noch leeren Blättern des Notizbuchs der leise Zuruf ausgehen: Lebe interessant!, könnte ich nur mit den Schultern zucken. Die Autoren der Schule von Palo Alto, Bateson, Watzlawick und Co., haben uns vor mehr als einem halben Jahrhundert über die pathogenen Wirkungen selbstdementierender Aufforderungen informiert, wie sie wirksam werden in Sätzen vom Typ: »Nun sei doch endlich mal spontan!« oder: »Ich erwarte, daß du dies oder das ganz von dir aus tust!« Sobald man den Widerspruch durchschaut, verliert er seine deformierende Wirkung. Ein Freund von mir, den wir im Sommer gern besuchen, besitzt in der Nähe von Salzburg ein von einem Designer gestaltetes, als Kunstwerk deklariertes Schwimmbad, auf dessen Boden in goldglitzernden Buchstaben die Worte: *Be amazing* eingelassen sind. Gelegentlich schwamm ich darüber hin und her und mußte notieren, daß ich mich am anderen Beckenrand so unerstaunlich fand wie am ersten.

Es sollte sich erübrigen zu betonen, daß die folgenden Seiten keinen Anspruch auf Faksimilequalitäten erheben. Sie unterscheiden sich vom ursprünglichen Material vor allem durch die Auswahl,

man könnte, etwas pompös, auch sagen durch die Tugend des Weglassens. Zwei Drittel der alten Aufzeichnungen wurden übergangen, zum einen, weil sie beim Wiederlesen belanglos wirkten, zum anderen, weil sie nicht selten unlesbar, unverständlich und peinlich geworden waren oder nur als Teil einer Krankenakte zu würdigen gewesen wären. Gelegentlich kommen Verdeutlichungen hinzu, die sich so nahe wie möglich an die existenten Zeilen halten. In einigen Fällen mischen sich Erweiterungen ein, um dem damals knapp Notierten durch zusätzliches Volumen besser gerecht zu werden.

Das Weglassen und das Vergessen sind diskrete Redakteure, denen man eine letzte Durchsicht anvertrauen darf. Wenn Marc Augé in einem kürzlich erschienenen Buch über das Altern bemerkte, *écrire, c'est mourir un peu* – wobei er das klassische *partir*, Abschied nehmen, durch »schreiben« ersetzt –, könnte man hinzufügen, das *mourir un peu* im Modus Weglassen, *omettre*, sei der andere Weg, der Welt unter Zurücklassung von Spuren abhandeln zu kommen.

Erstes Buch
Wege der Natalität

Heft 121

23. September 2013 – 24. November 2013

23. September, Karlsruhe

Eklego, altgriechisch: »ich treffe eine Auswahl«, »ich wähle«.

Eklektizisten nennt man Leute, die sich von diesem und jenem einiges angeeignet haben, ohne ein Ganzes daraus zu machen. Bei uns hat das Wort einen herabsetzenden Klang, als ob es ein Makel sei, kein System oder keine fixe Idee zu haben; in den USA bedeutet es einen hohen Grad vielseitiger Bildung. Jemanden eklektisch zu nennen ist dort ein Kompliment; wer es zu hören bekommt, trägt eine Ehrenmedaille. *He is a distinguished eclectic mind.*

Politische Eklektiker heißen Wähler. Sie picken am Wühltisch der Parteiprogramme das ihnen passend Scheinende heraus. Da man sie nur alle vier Jahre wühlen läßt, haben sie kaum Gelegenheit, sich ihres Eklektizismus bewußt zu werden, die Wechselwähler ausgenommen.

24. September, Karlsruhe

Windstille am Morgen, goldgrün das Licht in den Blättern, freie Stunden bis Mittag.

Das Geheimnis des 22. September war, daß auf dem »linken« Flügel mit Steinbrück und Trittin zwei Saturierte an der Rampe standen, von denen man wußte, sie würden sich nach der Niederlage gute Tage machen, entspannte Verlierer *a priori*. Frau Merkel konnte sich auf ihre Wähler verlassen. Sie hatte die Jahre ihrer Machtausübung dazu benutzt, dem Volk ihre Botschaft nahezu-

bringen: In diesen Zeiten, da nichts mehr ist, was es zu sein schien, ist Warten allemal besser als Tun. Die Nicht-Lösung scheinbar dringender Probleme ist bis auf weiteres die beste Lösung. Wer glaubt, es gebe so etwas wie das objektiv Dringende, ist noch nicht lang genug im Geschäft. Man darf keine Drachentöter ins Kabinett aufnehmen. Es wäre unklug, sich durch nahen Umgang mit forschen Problemlösern zu kompromittieren. Was die Drachen betrifft, die uns mit glühendem Atem anhauchen – es ist besser, sie einzuschläfern, als sie mit der Lanze zu provozieren.

Diese Strategie – falls man das Appeasement der Realität so nennen darf – könnte in der am wenigsten schlechten der möglichen Welten noch eine Legislaturperiode lang zu nicht-katastrophalen Resultaten führen, falls nicht die Verkünder der monetären Apokalypse fürs kommende Jahr recht bekommen.

Auf dem Bildschirm ziehen Kaskaden dekolleierter Mädchen vorüber – unterwegs zur Festwiese. Es herrscht Dirndlzeit im Münchener Herbst wie jedes Jahr. Mit leiser Aufgeilung fängt es an, gefolgt von Besäufnis, zuletzt der Abtransport ins Ausnüchterungszelt.

Philosophen phänomenologischer Schule würden es einen eingespielten Zusammenhang der »Lebenswelt« nennen. Sozialpsychologen mit Sinn für Zuspitzung sprächen von organisierter Abreaktion im Dienst der Verliererbetreuung.

Posteingang. Erhalte eine Einladung zu einer Konferenz in Shenzhen in China für den November d. J., einer Stadt, die, wie ich herausfinde, auf dem Festland vis-à-vis von Hongkong liegt, riesenhaft, amorph, das reine Zuviel.

Advanced Material Forms 2013. Was traut man dir inzwischen nicht alles zu? Das Thema ist um ein Vielfaches konkreter und exotischer als das meiste, was in den verquälten Sonderforschungsbereichen deutscher Hochschulen durchgehechelt wird. In Shenzhen geht es um Nanomaterialien, Biomaterialien, Pharmamaterialien, optisch-magnetisch-elektronische Materialien und

Kompositmaterialien aller Art – mitsamt einer unüberschaubaren Fülle von Anwendungen.

Vielleicht wollte man neben all den Konkretheiten auch einige Sätze aus dem philosophischen Überbau hören? Doch seit Ernst Bloch nicht mehr auf der Brücke steht, wer könnte die Anwaltschaft des philosophischen Materialismus-Problems gegenüber den chinesischen Kollegen vertreten?

Nahezu passend zu dem Wink aus China kam der Besuch einer Delegation hier an, die von der im Bau befindlichen Wittenstein Innovationsfabrik in Igersheim berichtet, einer »Zukunftswerkstatt« für das, was die Planer etwas hochfliegend »Industrie 4.0« nennen – wenn ich richtig verstehe, ein groß angelegtes Unternehmen zur Verkürzung der Wege zwischen »Ideen« und »Ausführungen« bzw. »Lösungen«.

Man muß darauf gefaßt sein, daß vertraut klingende Wörter in digitaltechnischen Zusammenhängen Bedeutungen annehmen, die mit denen der Alltagssprache nur noch wenig zu tun haben. Kürzlich überholte ich auf der Autobahn nach Frankfurt einen Lkw, auf dem ein Schriftzug zu lesen war: »Wir bringen Lösungen«. Unmöglich, sich von solchen Lieferungen ein Bild zu machen. Innovation, so geht die Überzeugung der Besucher, Dr. Wittenstein an ihrer Spitze, ist der Meta-Rohstoff für alle künftigen Herstellungen, das solideste und flüchtigste der Materialien, über die in Shenzhen im November diskutiert werden soll. Was ich in einer Stunde zu hören bekomme, klingt suggestiv, die Interpreten der Sache sind hochmotiviert, nicht unsympathisch, sehr eingeübt in die Tonspur ihres Vorhabens, dadurch anstrengend.

Die SPD ist zu bedauern; durch das Wahlergebnis wird sie in die große Koalition genötigt, falls sie nicht dem Klub der Unverantwortlichen beitreten möchte, der in der Parteijugend agitiert. Sie wird sich in ihr Schicksal ergeben und hoffen, der größere Partner werde sich im Lauf der Jahre an den kleineren assimilieren.

Das Amüsante an Wahlabenden und den Tagen danach sind die Rücktritte, die von den Vorderleuten der Verliererparteien gefor-

dert werden. Das Wählervolk schaut einer Scharade zu, bei welcher der Begriff »Ersetzbarkeit« zu erraten ist – mit dem Zusatz, die Ersetzbaren sollten von selber darauf kommen.

Gabor Steingart sagt in seiner gnadenlosen Theaterkritik zu Peer Steinbrücks neunmonatiger Show als Kanzlerkandidat völlig richtig: Man habe ständig die Souffleuse mitgehört. Mit einem Mal den Arbeiterführer darstellen, während man zuletzt nur noch mit Bankvorständen geredet hat – was für eine Verbiegung! Nie zuvor hat ein Bewerber um das Kanzleramt sich so erbarmungswürdig verstellen müssen.

Bei Claude Lévi-Strauss, Marcel Mauss und ich weiß nicht mehr wem noch findet sich die Bemerkung, wonach das »Denken« – in einem sehr weiten Sinn des Worts – mit der Bildung eines Universalsignifikanten beginne, der das konfuse, doch hoch bedeutungsgeladene Ganze um uns designiert. Das Ganze rundherum ist etwas, worauf man nicht mit dem Zeigefinger deuten kann wie auf ein isolierbares Dies-da, und doch ist es das von dem ersten ideen-artigen Wort Gemeinte. Bevor man auf etwas Bestimmtes hindeuten kann, muß man auf alles hingewiesen haben. In technischer Sprache heißt das Hinweisen »Referenz« – man darf feststellen, daß die klügsten Köpfe vor der Aufgabe, genau zu sagen, was das heißt, noch immer in einer Art von laborierter Resignation verharren. Die besten Logiker wissen hierüber letztlich nicht mehr als irgendein Sprecher einer beliebigen natürlichen Sprache.

Mauss schlägt vor, den polynesischen Terminus *mana* als Primärwort zu verstehen. Demnach wäre ein Ausdruck, der ungefähr »Kraft« oder »Macht« bedeutet, der Universal-Signifikant, der das Netz aller anderen Zeichen trägt. Lévi-Strauss möchte den Namen für den »flottierenden Signifikanten« lieber offenlassen. Gott, Kosmos, Mana, Natur, Allheit sind Hyperwörter, die das semiotische Evangelium verkünden: Das Bedeuten ist unter uns, Bedeutung überhaupt, Bedeutung *sans phrase*. Daß sich nicht genau sagen läßt, worin sie besteht, heißt ja nur, es gibt Bedeutendes

insgesamt und als solches. Weil es um uns herum mit Spannung geladen ist, kann von dem magischen Reservoir der Bedeutsamkeit im allgemeinen etwas in das Einzelne abfließen. Konturen des Einzelnen sind bestimmbar, solange es von anderen bestimmten Dingen unterscheidbar ist und nicht ins Unfaßbare, zu Große übergeht.

Und das Bedeuten ward Zeichen und wohnte unter uns. Wir gewöhnten uns daran und sahen seine Herrlichkeit nicht mehr.

Nehmen wir den Ehering. Er ist ein Einzelnes, ein metallischer Signifikant, der etwas von der Macht des Bedeutenkönnens in sich trägt. Die Frau, die ihn dem Bräutigam auf den Finger steckt, macht eine Erfahrung in bezug auf das Bedeuten überhaupt. Sie fängt einen Mann ein, indem sie eine Portion aus dem magischen Reservoir aktiviert.

Bedeuten ist Macht. Macht im Register das Geltenlassens eines Zeichens für eine Sache und ihr Gefolge an Wirklichkeiten.

In diesem Rahmen betrachtet, ist der Titel von John Austins Klassiker *How to Do Things With Words*, der vorzeiten als Eisbrecher der Sprechakttheorie wirkte, irreführend. Man macht nicht etwas »mit« den Wörtern. Die wirkliche Tat vollzieht sich, indem die Bezeichnungsmacht als solche aktualisiert wird. Vor dem Sprechakt kommt das Benennen bzw. das Referieren auf etwas – mit ihm wird ein Kredit beim Bedeutenkönnen überhaupt aufgenommen. Sobald dieses machthafte Können in der Welt ist, wird auch das Spiel der Differenzen an den Signifikanten in Gang kommen. Dann genügt es, ein Phonem oder Graphem auszutauschen, gleich ändert das Bedeuten die Richtung: Maus, Laus, Haus! In jeder Silbe wohnt ein magisches Quantum.

Gumbrecht schreibt aus Stanford, er habe einen Sommer hinter sich, der *multa, non multum* brachte. Zweitausend Jahre nach Cicero kann ein *homo academicus* sein Lebensgefühl ausdrücken, indem er den Plural von »viel« bildet und »wenig« meint.